

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Die Versuchung.

Von Herta Pohl.

Wie gewöhnlich wollte sich Jule Wendland um fünf Uhr früh zum harten Tagewerk erheben. Seit sie sich wieder Mutter fühlte, wurde ihr das Aufstehen von Tag zu Tag saurer. Sie hatte unruhige, von schweren Träumen beängstigte Nächte, und erst wenn der Morgen graute, fiel sie in tiefen, erschöpften Schlaf.

„Jule, 's is fünfse vorbeil!“ mahnte die trockene Stimme ihres Mannes aus der offenen kleinen Küche. Wendland war ein Frühlingssteher. Wenn sich der Himmel im Osten zartgolden tönnte, rappelte sich der hogere Mann vom Lager auf, fuhr in seine Kleider, schob die warme Schildmütze über die Gläze zurecht und entzündete sein Pfeifchen. Dann schlürfte er in die Küche und hochte sich auf seinen Schusterschemel. Auch heute hantierte er schon eine ganze Weile mit dem Hammer. Als es auf seinen Ruf in der Schlafkammer still blieb, drehte Wendland sich zögernd herum. — Was hatte denn die Jule zu murksen? —

„Bistest krank?“ entschloß er sich zu fragen. Als wieder keine Antwort kam, entzündete er sich kopfschüttelnd ein neues Pfeifchen. Dann stand er auf und schlürfte nach der Kammer.

Die verwachten brennenden Augen des Weibes starrten ihm gleichgültig entgegen.

„Ich kann noch nich uff,“ murmelte sie. „Der Kopp is mir so schwer, und vora Augen flimmert's immerzu.“

„Nu, da bleibst eben noch a bissel liegen.“ Der Mann antwortete es unfreundlich. Seine Augen sahen an dem verfallenen Gesicht der Frau vorüber.

„Ja — aber die Arbeit!“ warf Jule ängstlich ein. „Hörstest nich die Schede meckern? Und die Hühner flattern gegens Fenster, so hungert ihnen.“

„Und mich hungert och!“ fiel ihr der Mann unwirsch ins Wort. Damit drehte er sich weg, und bald hörte Jule ihn geräuschvoll mit Stürzen und Töpfen auf dem Küchenherd hantieren. Sie seufzte und wendete sich unruhig im Bett herum. Wieder versuchte sie den Strumpf, den sie noch in der Hand hielt, überzustreifen; aber als sie den Kopf erhob, sank er wie ein zu schweres Gewicht auf ihre Brust herab. Apathisch ließ sich Jule in die Kisten zurückfallen. Ihre matten, von den Lidern halbbedeckten Augen sahen in der erzwungenen Ruhepause alle Schäden der kleinen Wohnung. Das Frühlingssonnenlicht drang in warmer Welle durch die schmutzigen Kammerfenster und umhüllte die schiefhängenden heiligenbilder, an denen lange Spinnwebensäden zitterten.

Die harten Härde der Frau sackten sich schlaff über der Zudecke. Sie preßte ihre schmalen Rippen zusammen.

Wozu die Wände frisch lüntenchen —! Im Herbst fraß sich die Feuchtigkeit ja doch wieder hinein. Die Gardinen mochten auch hängen bleiben — zur Kindtaufe konnte Tante Mlle die Pate, hinaufklettern und frische anstecken. Ihr Blick haßte jetzt an der verstaubten Wiege, die der Mann gestern vom Boden geholt. Ein Bündelchen gelber Kinderwäsche lugte am Kopfsende aus einem aufgerissenen Papierbogen.

Jule Wendland verschluckte einen Seufzer. Langsam wendete sie den Kopf nach der Wand. In ihren müden Augen brannte Argß und ohnmächt'ger Grimm gegen ihr Geschick. Es würde ja wieder umsonst sein, wie das letzte und vorletzte Mal. Und schließlich hatte sie noch froh sein müssen, daß die Kinder nach kurzer Zeit gestorben waren — elende Würmer, mit saltiger Dreisengeschütern, die beständig vor sich hinwimmern, um endlich nach kurzem Köcheln für immer zu verstummen. Wenn sie, Jule, ihr Muttermartyrium vorausgesehen hätte, dann wäre sie sicher nicht Frau Wendland geworden. Hätte sie doch der Gastwirtin, bei der sie damals das dritte Jahr diente, gefolgt. Die hatte sie eindringlich (damals glaubte Jule freilich aus Eigennuß) gewarnt: „Jule, du bist zu alt für die Ehe, und er, Wendland, steckt in keener gesunder Haut. Lab' dir nich unnötig a Pader Sorgen auf — bei uns tanstle bleiben, bis du alt und grau

wirst, und dann werden wir dich doch nich umkommen lassen. Ueberleg' dir's, Müdel!“ Aber sie wollte nicht hören. Sie hatte die Schinderei für fremde Leute satt und zog bald darauf mit gutem Mut in das kleine Haus des Schusters. Jetzt — im vierten Ehejahre — war sie matt und müde zum Sterben. —

Ein paar Stunden später hatte sich Jule mühsam erhoben. Sie schleppte sich in das Gärtchen hinterm Haus und begann die warme, fettglänzende Erde mit der Hacke in Furchen aufzuwerfen. In der milden, frischen Luft wich langsam ihr körperliches Unbehagen. Als ihr Mann sich aus dem Fenster lehnte und sie anrief: „Jule, schufte nich zuviel!“ tat sie, als hätte sie nichts gehört. Der war ja bloß besorgt, weil er Angst hatte, daß es unrichtig gehen könnte. Und das würde ihm jetzt, wo Gärtchen und Feld zu bearbeiten waren, schlecht in den Kram passen. Jule lachte in lautlosem Grimm in sich hinein. Sie packte den Hackenstiel fester und stieß ihn wuchtig ins Erdreich. Die Schollen flogen. „Immer schufte, Jule!“ spornete sich die Frau mit unnatürlicher Munterkeit an. Und heimlich durchzuckte sie der Gedanke: „Reinetwegen mag's schief gehen! Dann bin ich bald die Plage los. Und wenn ich liegen bleib dabel —!“ Sie zuckte in stumpfem Troß die Achseln. Dann arbeitete sie weiter — bis zur Erschöpfung. Schweiß siderte über ihre Stirn; sie riß den Halskragen der Jacke auf, der sie beengte. Aber von Zeit zu Zeit lehnte sie sich doch schwer über die Hacke, wenn ein jäher Stich in ihrem Leib das Atemholen erschwerte.

Beim Hacken war Jule bis an den Rand des Gärtchens gelangt. Ein Bach plätscherte vorüber und begrenzte die offene Gartenleite. Jenseits desselben breiteten sich saftige Wiesen. Leise Lustzüge wiegten die zartgrünen Gräser.

Noch immer schlug Jule die Hacke emsig in den Boden. Ein Erdklumpen flog ins Wasser. In das plätschernde Geräusch mischte sich ein krähendes Kinderlachen. Die Frau blickte auf und wilschte sich einen Haarstreifen aus den Augen. Drüben im Grünen stand ein kleines Ding mit stämmigen Nacktbeinchen und blickte aufmerksam ins Wasser, das weite Kreise zog. Dann raffte es ein Steinchen auf und — patß — klatßte das Steinchen in den murmelnden Bach. Die Kleine beugte sich weit vor, ihre Händchen öffneten sich und klatßten vergnügt gegeneinander. Jule Wendland starrte erschrocken. Bei der nächsten unvorsichtigen Bewegung konnte das Kind das abschüssige Ufer hinabstürzen. „Geht gleich weg da, du!“ Sie drohte mit der Hacke hinüber. Aber das Kind lächelte freundlich und deutete ins Wasser. „Da, da!“ Die Frau spähte über die Wiese, die sich still und sonnig dehnte. Kein Mensch war drüben zu sehen. Da raffte Jule eilig ihre Röcke zusammen und stieg in den Bach hinunter. Eiskaltes Wasser umpülte sie bis an die Knie. Aber sie kam glücklich hinüber und komm nun schwer atmend am feuchten Uferstrand in die Höhe. Das Kind hatte ruhig zugehört, und als Jule die Arme öffnete und es kosend anrief, trippelte es zutraulich näher.

Die Frau kniete sich ins Gras und streichelte die weichen, glühenden Bäckerlein.

„Nu, Müdele —! Du wärst mir ja bald in a Bach gefallen. Und da sah doch der große Frosch und sperrte sein breites Maul auf. Der hätte aber nach dir geschnappt —!“ Frau Wendland zog die Kleine sanft gegen ihre Brust. Ein süßes, wehes Glücksgefühl durchzuckte sie. Ach, so ein Kind haben! Kosig und gesund, mit weichem, geöffnetem Mündchen. Sie küßte die Kleine, ein seliger Schauer durchrannte sie. Jule Wendland preßte die erdige Hand gegens Herz. Wenn es doch dieses Mal ein gesundes Kind sein würde! O, wie gern wollte sie alle Qual ertragen. Und jetzt würde sie sich auch schonen. Vielleicht —. Ein zages Hoffen durchströmte sie wie eine warme Welle. Pößlich erzitterte die Frau. Wiese, Bach und blauer Himmel begannen sich um sie zu drehen, und über alles senkte sich ein flimmernder, düsterer Schein. Mit Anstrengung riß Jule die Augen auf. Irgendwo sah sie ein weißes Kopfschimmern. Sie warf die Arme in die Luft, winkte und schrie heiser. Dann zog sie eine fremde Gewalt schwer vornüber.

Jule wußte nicht, wie sie nach Hause gelangt war. Und in halber Bewußtlosigkeit litt sie lange Stunden schwere Not.



Endlich — waren Stunden oder Tage vergangen — fühlte die Frau, daß die Schmerzen von ihr abglitten. Sie öffnete langsam die Augen und blickte ins sanfte Morgenlicht, das die Kammer zu füllen begann. Dann suchte sie zaghaft den Blick ihres Mannes, der die herabgeglittene Decke um ihre Schultern zog.

„Ist's denn vorbei?“ tastete ängstlich ihre Stimme. Der Mann nickte. Jetzt sah sie, wie bleich er war, und mit müder Ergebung murmelte sie: „s is wohl wieder nisch — —?“ Da beugte sich Wendland herab, und seine rauhe Stimme überschlug sich in den kammernähen Lauten unsagbarer Freude.

„A Mädels haben wir, Weib. A munteres Dingl. Das bleibt uns — das muß uns bleibn!“

Und er griff mit zitternden Händen nach dem Tragebettchen, das ihm die weise Frau lächelnd reichte.

Matt griffen die Hände der Mutter in die Höhe. Ein gesundes, wohlgebildetes Kindchen lag in den vergilbten Kissen. Wortlos bestaute Julie seine weichen Händchen, die kleinen Füße, das zarte Gesicht. Dann strich sie mit der Hand über die Augen und sah noch immer stumm auf ihren Mann. Wendland nickte ihr strahlend zu: „Da, ja, 's is unser Kind! Du glaubst es wohl noch gar nich —? Ru, Alte — jenerich nee — ich gloobe, du weinst.“

Julie hatte die Hände über dem Weichen gefaltet. Große Tränen sickerten über ihre eingefallenen Wangen.

„Ich — ich gloobte, 's is wieder umsonst, und da — im Garten — hatte ich schlechte Gedanken und fing an, wie eine Verriate zu schupfen. Wer weiß, was ich noch getan hätte — wenn nich das kleine Mädel plötzlich vor mir gestanden hätte. Wie een Engelschen hat es mich angeschaut, und als ich es ans Herz drückte, da — da waren alle argen Gedanken weg, und ich fing an, een klein wenig zu hoffen —. Und nu ist's gut gegongen! Keen wie een Wunder ist's mir, Mann, daß ich so a Kind habe, und dooh, daß du so — so freundlich auf mich blickst und mich anhörst.“ In ihr schmales Gesicht war seines Rot gestiegen. Sie barg es in den Kissen. Aber ihre Hand tastete nach der des Mannes, und über dem Kind hinweg fanden sich zwei harte Hände. . . .

## Völkernamen.

Von Bruno Sommer.

Fast alle Völker glauben von einem Urvater abzustammen, der dann göttlich verehrt wurde, so daß in vieler Völker Sagen Stammesgöttheit und erster Mensch sich decken. Die Völker nennen sich selbst häufig nach diesem Gott-Urvater. Zuerst muß man ja an die biblischen Völker denken: die Judäer, Ephraemiten, Edomiter, Ammoniter usw. Nach einem Stammgott U i s t o oder T e u t nannten sich auch die Teutonen und der altdeutsche Name diot: Menschen, Volk, wovon der Name Deutsche stammt, hängt mit jenem Namen zusammen. Ein anderer deutscher Stammvater wird M e n n u s genannt und danach nannte sich das Volk „Mannen“ (Männern usw.) sowie das die Herrschaft ausübende Geschlecht „Männer“. Die „M e n s c h e n“ sind die „Mannuschen“. Aber nicht allein deutsch, auch im Indischen ist Manuschla: der Mensch; die Zigeuner indischer Abstammung nennen sich als Volk Manusch, das ist eben Menschen schlechthin.

Der in Deutschland in der Form Mannus auftretende Name ist wenigstens innerhalb eines gewissen nicht unbedeutenden Bereichs, international. Als Gott, ersten König oder Menschen kennt ihn Indien als Manu, Aegypten als Menes, Nin und Amon, Phönizien und Syrien als Men, Meni, Mina und Manasse, Kreta als Minos, Arabien als die Gottestochter Mana, das Lettenvolk als Mens. Das Altnordische kennt einen Mondgott Mani, und der Name „Mond“ hängt damit sicher zusammen. Bei anderen arischen oder noch älteren Völkern heißen beide Men, Meni und ähnlich. Der Mond ist auch nachweislich die erste Himmelsgöttheit. Rom hat seine Mania und Manen. Alle sind sie Geistwesen, die der Orische mittels Mantica (Zauberei) beschwören kann. Darum ist es auch verständlich, wenn der Geist des Menschen indisch Manas, griechisch Menos, Mania, Mneme und Pneuma, lateinisch Mens heißt. Das altnordische Munn, göttlich Muns, ist: Gedanke, Verstand, der in der Sage auch als Gottheit auftritt: als Odhins ratgebender Rabe Munnin.

Der Grund dieses anscheinend mertwürdigen Zusammenstehens innerhalb der i n d o g e r m a n i s c h e n (besser: arischen) Sprachgruppe liegt darin, daß die Konsonanten M und N zu den ersten gehören, die der vorerst sprachlose Urmench aussprechen konnte. Er wendete sie zuerst auf das ihm nächstliegende, auf die Mutter und die Mutterbrust an, die bei Hunderten von auch nichtarischen Völkern Amma, Anna, Mama, Nana und ähnlich heißt. Von hier ging der Name auch auf die Väter und deren Geister, schließlich auf die Menschen als Gesamtheit über. (Auch bei den gleichfalls sehr früh auftretenden D- und L-Lauten läßt sich das nachweisen; vergleiche oben Teut.)

Vorkäuflich freilich ging der Name nur erst auf die Genossen der eigenen kleinen Gemeinschaft über. Alle anderen menschlichen Wesen sind dem Naturmenschen keine „Menschen“, sondern Tiere des Waldes, Wild, das er jagt, fängt und in der Urzeit ausnahmslos verzehrt.

Aber bei den Völkern entstanden endlich Häuptlinge, Mächtige, „Herren“, und da besonders ihre fortlebenden Geister sich zu Göttern weiterbildeten, so sind diese die „Herren“ in erster Linie. Wie bereits der alte Babylonier seinen Gott Bel, das ist Herr nennt, so nennt der alte Ägypter und Jude ihn Adon, der Christ Kyrios, Dominus, Seigneur, Lord, Herr.

Jedoch auch die „Menschen“, die sich in dem ewigen Kampfe behaupteten, andere Stämme besiegten, fühlten sich als Herren, und so gehen auch hier beide Begriffe ineinander über. Die Siegenden sind mit einem anderen Wort „Edle“, arisch Arja — davon eben stammt die Bezeichnung „arisch“ für unsere gesamte Rasse. Die ältesten Arier, die wir kennen, sind die im zweiten vorchristlichen Jahrtausend in schriftlich bezeugten Harri in Vorderasien, vielleicht Armenien. Ihr Name ist das Urwort für unsere „Herren“; im Indischen hat es sich zu Arja abgeschliffen. Merkwürdigerweise braucht der Schweizer für „Herr“ auch noch die alte Form Muni.

Auch die alten Germanen fühlten sich als ein Herrenvolk, — es wäre zu erwägen, ob der in seiner Bedeutung immer noch strittige Name mit seiner Stammsilbe Ger — nicht eine bloße Variation von Her — sei. Der Herr Mannus hat nach der Ueberlieferung drei Söhne: Irmin (Hirmin), Ingo, Islo. Die Bedeutung der zwei ersten ist nachweislich „Herr“, beim dritten ist es wahrscheinlich. Die Herminonen, Ingwäonen und Istäonen, die sich nach ihnen nennen, sind also „Herren“völker, siegende Stämme, die die Unterliegenden verflochten, soweit sie sie nicht ausrotteten.

Bei den nichtarischen Völkern hat zwar die sprachliche Formentwicklung einen anderen Weg genommen — der geistige Weg aber ist derselbe geblieben. Immer wieder mußten die Völkerforscher feststellen, daß der Name, mit dem ein Volk sich benennt, „M e n s c h e n“ schlechthin bedeutet. Schon aus der Bibel ist uns das Volk der Adami = Edomiter = „Menschen“ bekannt. Dasselbe bedeuten der Estimoname Inuit, die Namen der amerikanischen Stämme der Thlinkit, Karibona, Waja, Guarani, Woitena, der Panpasindianer Tscheische und Tsoneka; auch das brasilianische Tupi scheint diesen Begriff auszudrücken. „Menschen“ allein sind auch nach ihrer Meinung die australischen Kurnai und Kanaken, Malaien und Longa, die afrikanischen Bantu, Timnee, Niam-niam, Koin-koin (Hottentotten), die asiatischen Dirad oder Delad (Kalmücken), Maara oder Mari (Tscheremissen), Oduspa (Sutagiren), Uinu, Chasovo (Samojeden), Oräwehat (Tschuttschen), Karenen, so dann die indischen Bhot, Bhudja, Bhudan usw. Auch Türke und Mongole, Slawe und Serbe bedeutet nur „Mensch“, desgleichen Zichu, wie sich der Tscherkesse, und Haik, wie sich der Armenier nennt. In gleichem Sinne nannten sich schon die alten Ägypter Rom — I.

Auch der Spezialname „Männer“ tritt vereinzelt als Volksname auf; Lungusen nennen sich dementsprechend Boja, Samoeden Njanäh, Ostjaken Thaha. Da aber Mann und Mensch fast überall gleichen Wortstammes ist — ein Zeichen für die frühe Hintansetzung der Frau —, der Mann meist als der Mensch schlechthin gilt, so ist das im Wesen dasselbe.

Fühlen sich so selbst die tiefstehenden Stämmchen ihren Nachbarn gegenüber allein als Menschen und Herren, so geben sie diesen Nachbarn auch gar zu gern Spott- und Ecknamen — meist nach Eigentümlichkeiten in Aussehen, Sitten oder Schicksalen. So hat auch der Westeuropäer die Namen der besiegten Slawen und Serben für seine Bezeichnungen Sklave und Servus (auch Sklave, Knecht bezeichnend) benutzt. Diese schlimme Sitte haben sich auch die modernen Kulturvölker noch nicht abgewöhnt, und der Weltkrieg hat sie in verstärktem Maße wieder aufleben lassen. Wir Deutschen haben uns zum Glück weniger vorzuwerfen; wenn unsere Soldaten den polnischen Bauer etwas ironisch Panje nannten, so war das eben doch der Herrname. Hoffen wir, daß in Zukunft der Name „Menschen“ nicht mehr den Begriff der „Herren“, sondern den der „Gleichen“ einschließt.

## Arbeit.

Wie ein gewaltiger Keulenschlag,

Wuchtig und schwer,

Entwächst meiner Hand

Riesengroß:

Arbeit.

Endlos sich brekend

Wie ein gewaltiger Baum

Fühlt sie sich vor zu den Grenzen der Welt

Und hoch in den Himmel,

Strohend vor Kraft,

Die sie jagt

Aus den Tiefen der Erde,

Die der Mensch durchwählt

Mit zitternden Händen

Und tränendem Blick.

Aber stolz und erfüllt von endloser Freude,

Vergessend den Schmerz und die Mühe des Schaffens,

Öffnet den Schoß er der reisenden Ernte.

Und durch die frachtschweren Zweige

Des spendenden Baumes

Trifft ihn der Blick eines lieblichen Mädchens,

Lächelnd vor Glück.

Erich Grisar

(in seiner Gedichtsammlung „Rozgenzup“, Verlag H. Rühle, Leipzig.)



# Die Wirtschaft und die Kunststile.

Von Dr. Herbert Kühn.

Herbert Kühn hat bereits in seiner „Malerlei der Eiszeit“ seine besondere Befähigung für die Erfassung primitiver Kunst erwiesen. In einem neuen großen Werke „Die Kunst der Primitiven“ (Delphin-Verlag, München) ist er sorgfältig zu einer Darstellung der gesamten Kunst der Primitiven. Von der Alt-Steinzeit über die Bushmänner, Polardörfer, Australier, die jüngere Stein- und Bronzezeit, die Negere, Indianer, Ozeanier erstreckt er sein Gebiet. Die hoch entwickelte Kunst Aretas, Mythenas, Beninas, Mexikos, Perus und der europäischen Völkerwanderungszeit schließt er daran. Das Werk ruht, wie die von uns abgedruckte Probe beweist, auf der soliden Erkenntnis der wirtschaftlichen Grundlagen, aber es erhebt sich zur vollen Höhe künstlerischer Einführung. Ein überaus reiches, aus der Beherrschung des Stoffes gewähltes Bildmaterial vermittelt eine Anschauung, die uns mit Bewunderung für die Kunstleistungen entlegener Völker und Zeiten erfüllt. An einem Wendepunkt der Kunstentwicklung, an dem wir heute stehen, erfüllt das Buch eine Mission in seiner die beiden großen Stile gerecht beurteilenden und überall auf die Zusammenhänge dringenden Art.

Jeder Stil ist eine Notwendigkeit, er ist unentrinnbar, ist Schicksal, wie Theodor Däubler einmal sagt. Niemals ist die Kunst zufällig, immer ist sie verbunden mit dem gleichzeitigen Leben in Religion, Mystik, Wissenschaft, Philosophie, Recht und Staat. Alle diese Momente bedingen sich wechselseitig und schaffen für sich eine Einheit. Der letzte Grund aber, der auch ihr Wesen entscheidend gestaltet, ist die Wirtschaft. Das Oekonomische ist der Urgrund, es bildet das Anderssein, es bedingt den Wandel.

Diese ökonomische Geschichtsauffassung ist ein neuer Gesichtspunkt in der Kunstgeschichte.

Diesen Gedanken zuerst klar und scharf betont zu haben, ist das Verdienst von Karl Marx. Es gibt nach Marx nichts Besonderes, kein Wissensgebiet besteht für sich allein, weder Religion, noch Philosophie, noch Kunst. Alle Gebiete durchdringen sich gegenseitig und sind eine Einheit. So gibt es nicht verschiedene Wissenschaften, sondern eine einzige Wissenschaft, und jedes Wissensgebiet behandelt nur eine Seite, eine Ausstrahlung des großen einheitlichen Gesamtkomplexes, des Lebens selbst. Das Leben aber regelt sich durch bestimmte Formen der Produktion und Konsumtion, durch die Wirtschaft. Produktion und Konsumtion sind in ihrem Gegen-einander- und Zusammenwirken nie gleich, die Wirtschaft ist in ständiger Wandlung. Daher ist der Gesamtkomplex des Lebens nicht stabil, sondern etwas Dynamisches, daher steht das Leben nicht still, sondern fließt ewig fort zwischen den beiden Polen Stirk-Werde und Werde-Stirk, wie Stimmel es ausdrückte.

Engels hat den Gedanken in einem Brief von 1895 vielleicht am deutlichsten ausgesprochen, wenn er sagte: „Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische Entwicklung beruht auf der ökonomischen. Es ist nicht, daß die ökonomische Lage als Ursache allein aktiv ist und alles andere nur passive Wirkung, sondern es ist Wechselwirkung auf Grundlage der in letzter Instanz stets sich durchsetzenden ökonomischen Notwendigkeit.“ An einer anderen Stelle sagt Engels, „die Ideologie ist der ideelle Reflex der sozialen Verhältnisse und weiter, die ökonomischen Verhältnisse sind die in letzter Instanz entscheidenden, so sehr sie auch von den ideologischen beeinflusst werden mögen, sie bilden den durchgehenden, allein zum Verständnis führenden roten Faden.“

Als letzte bestimmende Wurzel der Kultur einer Zeit schält sich so die ökonomische Struktur heraus. Sie ist die „Basis“, das „in letzter Instanz“ bestimmende Moment, die Ideologie ist an sie gebunden. Mit der Aufstellung dieser Tatsache sind die Notwendigkeiten gegeben, die die Formen der Kunst bedingen. Hier liegt das Gesetz der Kunst. Der naturalistischen Form müssen bestimmte — bei aller Verschiedenheit in der Grundrichtung gleiche — ökonomische Formen entsprechen und umgekehrt, und ebenso erfordert der gegenwärtige Stil wieder andere, ebenso bestimmte Formen der ökonomischen Struktur. Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt die Kunst der Primitiven ein ganz bestimmtes Aussehen, einen gesetzmäßigen Charakter, einen notwendigen Ablauf. Das Unentwerrbare weicht der klaren Linie, das Unlösliche trennt und entfallt sich.

Zuerst offenbaren sich für die Kunst deutlich zwei Stilarten, die sich gegenübersehen, ihr Wechsel ist sichtbar durch die gesamte Geschichte der Kunst. Schon Schiller wies auf diesen Gegensatz hin. Schlegel sprach von ihm, aber erst Nietzsche stellte ihn klarer heraus. Nietzsche nannte die beiden Gegensatzpaare des Stils apollinisch und dionysisch. Schiller, von Rousseau und der Zeit der Idylle beeinflusst, stellte nebeneinander nativ und sentimentalisch — so verschieden die beiden Begriffspaare sind, so steht doch auf der einen Seite das ungehemmte Triebhafte, das Naturgewachsene, bei Schiller als das Idyllische, bei Nietzsche als das Ungehobene, Angestimmte bezeichnet, auf der anderen Seite das durch den Verstand Beglückete. In neuerer Zeit spricht man zumeist von naturalistisch und geometrisch, man hat auch abstrakt und einfühlsam oder ideoplastisch und physioplastisch vorgeschlagen. Gerade diese Bezeichnung aber, auch für die Malerei angewandt, ist ganz mißverständlich, naturalistisch und geometrisch, ist aber bei weitem zu eng. Die beiden großen Stilgegenstände offenbaren vielleicht am deutlichsten ihr Wesen, wenn man sie als „sensorisch“ und „imaginativ“ bezeichnet.

„Sensorisch“ drückt in stärkstem Maße die Beziehung auf die Sinne aus, auf das Außen, auf das durch die Sinne Gegebene. Es bedeutet eine Hinwendung zum Hier, zu der Fülle der Eindrücke und zu den Formen ihrer Erscheinung. Mag diese Stilform als mehr idealtisch wie bei den Griechen und der Renaissance oder mehr realistisch wie bei den Impressionisten erscheinen, immer steht

hier die Welt vor dem Ich, das Gegebene vor dem Erschlossenen, das Außen vor der Seele, vor Gott.

Der imaginative Stilbegriff dagegen bedeutet die Entfernung vom Leben, die bewußte Abwendung von der Natur, die Hinwendung zum Jenseits, zu Fragen der Seele; die Selbstschau, das Aufgehen im Unendlichen. Eine solche Zeit wird sich der Mystik zuwenden, der Magie, dem Totenkult, der Heiligkeit.

Die beiden Gruppen stehen immer nebeneinander in der Geschichte der Kunst — sie treten besonders typisch heraus in der Kunst der Primitiven. Hier stehen sie oft hart nebeneinander, kaum getrennt durch Zeit und Raum. Jede von ihnen ist notwendig, jede von ihnen ist Erfüllung, eine Höhererschätzung der einen würde die andere verkennen. Sie gehören zum Bilde des Ganzen wie Tag und Nacht oder wie Schatten und Licht. Ein Nebeneinander-Übergehen ist immer da, niemals aber ein Zusammenfallen an den Höhepunkt — die Vereinigung ist unmöglich, unmöglich wie das Ineinanderfallen von Ich und Welt, von Wille und Vorstellung in Schopenhauers Sinne, von Subjekt und Objekt.

Ewiger Wandel, ewiges Wechseln in der Geschichte der Kunst. Nie steht das Rad des Werdens still, unaufhaltsam rollt es vorwärts, nicht immer Höherentwicklung schaffend, wohl aber ewiges Anderssein.

## Die Parabel vom aufgeregten Mann.

Von Safed, dem Weisen.

Nun kam eines Tages einer zu mir, welcher sagte:

„Ich bin ein Mann, der sich sehr leicht aufregt!“

Und er sagte es so, daß es ihm vorkam wie lauter Demütigkeit. Aber darin, wie er es vorbrachte, lag doch ein gewisser Stolz.

Und ich sagte ihm: „Du bist ein Mann von beschränktem Geiste!“

Darauf wurde er sehr aufgeregter und ich wußte, daß er kein Lügner gewesen war, als er gesagt hatte: „Ich bin ein Mann, der sich sehr leicht aufregt!“

Und nachdem er mehr oder weniger gesagt hatte, beruhigte ich ihn und sagte: „Siehe, ich glaube dir, als du sagtest, du seist sehr leicht aufgeregter! Aber ich habe dich nicht gebeten, mit dieser Eigenschaft deiner Natur auch gleich zu paradiere!“

Und er sagte: „Du hast mich beleidigt! Denn ein lebhaftes Temperament ist nicht das Kennzeichen eines beschränkten Geistes, sondern einer warmen und edelmütigen Natur! Ich bin allerdings sehr leicht aufgeregter, aber das geht schnell vorüber und dann mache ich gern alles wieder gut!“

Nun sprachen wir dies in einem Garten und ich verließ ihn einen Augenblick und als ich dann wiederkehrte, war ich schon in der Küche gewesen, von wo ich ein Ei mitgebracht hatte.

Und ich warf das Ei an den hinteren Zaun und es brach entzwei und sein Inhalt spritzte über den Zaun und besudelte ihn.

Und ich sagte: „Du sprichst davon, daß du nachher alles gerne wieder gutmachen wolltest! Nun denn, geh hin, sammle das Ei zusammen, reinige den Zaun, lege Dotter und Eiweiß wieder in die Schale zurück, setze die Henne darauf und lasse sie ein Hühnchen ausbrüten! Und dann sprich mir davon, daß du für die Ausbrüche deiner Baune Ersatz leisten wolltest! Denn du besudelst alle deine Freunde und besprizest sie mit deiner Wut und überläßt es ihnen, sich von der Nase zu reinigen und deine unvernünftigen Worte zu vergessen. Und du bildest dir ein, du hast alles wieder gutgemacht!“

Und ich sagte: „Die beste Art, eine Aufgeregtheit wieder gutzumachen, ist die, die Aufgeregtheit bei sich zu behalten und nicht merken zu lassen!“

Und er sagte: „Wahrhaftig, du hast mich mit Recht einen Mann von beschränktem Geiste genannt — ein Wort, das ich mir von keinem Menschen gefallen lassen!“

Und ich sagte: „Du wirst es dir von mir noch einmal gefallen lassen müssen: „Du bist ein Mann von beschränktem Geiste! Denn ein Mann von leicht aufgeregter Natur ist ein solcher, der von einem Dinge jeweilig nur eine Seite zu sehen vermag, der aber außerstande ist, sein auffahrendes Urteil solange bei sich zu behalten, bis er die große Wahrheit erkannt hat. Und weil er also ebenso beschränkt als kindisch ist, deshalb gerät er in Wut, wie du in Wut geraten bist und in Wut zu geraten pflegst. Schmeichle dir nicht, daß dies das Kennzeichen einer edelmütigen Natur sei, denn ich habe dir bereits gesagt, wofür es das Kennzeichen ist!“

Und er schwieg.

Und ich ging hin und nahm die Gartenspritze und machte mich daran, den Zaun von der Eierflüssigkeit zu reinigen.

Aber der Mann ließ es nicht zu, sondern nahm mir die Düse aus der Hand und wusch die Eierflüssigkeit selbst vom Zaun.

Und er sagte:

„Wenngleich ich aus diesem Ei kein Hühnchen mehr hervorkriechen lassen kann, so ist es doch nicht ganz verloren!“

Und so war ich denn geneigt, zu glauben, der Mann habe etwas gelernt, was den Preis eines Eies wert war.

Gewiß, Ei war Ei geblieben.

Und ich möchte noch mehrere davon kaufen und anderen Männern und eifrigen Frauen die gleiche Lehre vortragen.



**Das Leben der Urmenschen.** Die ersten Menschen im Urwald mußten ein recht armseliges Leben geführt haben, wie man es bei den Kubu, einem Urstamm auf Sumatra, noch heute sehen kann. Die Weiber tragen von den Hüften bis zum Knie reichende schmutzige Lappen, die Männer handbreite Hüftbinden aus Baumrinden, die zwischen den Schenkeln hindurchgezogen werden. Diese Kleidung hat nur den Zweck, die empfindlichen Teile gegen Dornen zu schützen. Die Schwüle des Urwalds läßt eine Kleidung, wie wir sie kennen, als Unsinn erscheinen. Der Urwald, sagt Wilhelm Volz, hält den einfachen Menschen in hoffnungsloser Knechtschaft. Tag für Tag nimmt die Nahrungssuche die ganze Zeit in Anspruch, und sie müssen sich ihren Unterhalt fast ohne jedes Werkzeug beschaffen. Die Nacht verbringt man in rasch zurechtgemachten Windschirmen aus Zweigen, und jede Nacht ist der Lagerplatz anderswo. Borräte anzulegen, lassen die kargen Gaben des Urwaldes nicht zu, überdies bietet der Wald das gleiche zu jeder Jahreszeit. Kampf kennen die Kubu nicht. Sie haben einige negative Tugenden: sie stehlen nicht und lügen nicht. Sie stehlen nicht, weil es nichts zu stehlen gibt, und sie lügen nicht, weil nicht der mindeste Anlaß vorliegt, Unwahres zu sagen. Nimmt man noch die herrschende Monogamie hinzu, so könnte man von einem paradiesischen Leben sprechen, wenn man ideal verlangt ist. Tatsächlich ist es weiter nichts als das Fehlen an Möglichkeiten! Argend eine Vorstellung von übernatürlichen Wesen haben die Kubu ebensowenig wie einen Begriff vom Tode. Sie kennen deshalb auch nicht das Grauen oder Gruseln, und von religiösen Dingen konnte sich auch nicht der bescheidenste Anfang entwickeln. Die Kubu sitzen nun wohl schon Zeitlang von Jahren im Urwald von Sumatra, zwischen Sumpf und Gebirge. Sie sind Gefangene des Urwaldes, und ihre Lebensweise ist derjenigen der Menschenaffen recht ähnlich. Unter solchen Lebensbedingungen ist ein kultureller Aufstieg ganz ausgeschlossen. Der Urneusch hat erst Fortschritte gemacht, als er den dichten Wald verließ. m.

## Naturwissenschaft

**Wie der Haubentaucher sein Nest baut.** Ein anmutiges Naturbild, das den Nestbau eines außerordentlich scheuen und selten beobachteten Vogels schildert, wird in einer Zuschrift des „St. Hubertus“ entworfen. Ein Angler erzählt, wie er, gedeckt durch dichte Binsen, zwei Haubentaucher sah, die wie rasend rund herum schwammen, direkt auf die Binsensstiele sprangen, diese umknickten, mit den Schnäbeln behielten und sie in eine gewisse Richtung zerrten. „Dann blieben sie auf dem Wasser sitzen, und das Gefieder nesselnd, schmiegle sich das Männchen mit dem Halse über den Rücken des Weibchens. Eine ganze Weile liebte sie sich so, dann verschwanden sie langsam in den Binsen. Nach einigen Minuten kamen sie wieder zum Vorschein und hatten beide ganz kleine Bündel von trockenen Rohr- und Binsenblättern im Schnabel; jetzt wußte ich, was das Gebaren zu bedeuten hatte. Sie legten nun diese kleinen Bündel auf die umgeknickten Binsensstengel und nestelten, zupften und zerrten da ein regelrechtes Geslecht durcheinander, und ich beobachtete nun das Entstehen des Nestes. Die klugen Vögel hatten also bei ihrem tollen Umherschweben, Plätschern und Schwingenschlagen einzelne Binsensstengel umschlagen wollen, um das Fundament für den Nestbau herzustellen. Als die beiden Haubentaucher das Blätterzeug zurechtgelegt hatten, verschwanden sie wieder und kamen abermals mit allem möglichem im Schnabel nacheinander wieder. Das Männchen hatte diesmal besonders viel zu tragen und legte das Bündel auf das andere Zeug. Jetzt kam ein ganz besonders interessanter Akt. Ein abseits liegender Binsensstengel wurde in den Schnabel genommen, untergetaucht und auf der anderen Seite kam der Haubentaucher wieder zum Vorschein. Er hatte also diesen Stengel unter der Nestanlage durchgezogen und als Tragstütze zurechtgelegt. Auch das Weibchen hauchte auf dem anzulegenden Neste herum und zog unter großen Anstrengungen einen Stengel nach dem anderen heraus; ich konnte sehen, wie sich die ganze Anlage immer höher von der Wasseroberfläche emporhob.“ Am andern Tage betrachtete dann der Beobachter das fertige Nest, ein kleines Kunstwerk, das 20 Zentimeter hoch über der Wasseroberfläche stand.

## Technik

**Vom Verbleichen der Farben.** Die meisten Farben haben die Eigenschaft, sich im Licht, namentlich im Sonnenlicht, mehr oder weniger schnell zu verändern; indessen gibt es auch Farben, die ziemlich oder ganz unempfindlich gegen Lichteinfluß sind, wie z. B. die Erd- oder Mineralfarben. Vielfach wird auch angenommen, daß Naturfarben, besonders die Pflanzenfarben, weit weniger lichtempfindlich seien als die sogenannten künstlichen Farben, d. h. diejenigen, die im chemischen Laboratorium hergestellt werden, wie die Anilinfarben, die daher sehr oft als „unedchte“ Farben bezeichnet werden. Gleichwohl hat sich das Anilinschwarz heute als eine der schönsten und lichtechtesten aller Farben erwiesen, und als die lichtbeständigsten Farben überhaupt müssen die Teerfarben betrachtet werden. Gegen die Lichtechtheit dieser Teerfarben müssen die Naturpflanzenfarben meist zurücktreten. Die Teerfarben sind so gut wie völlig unempfindlich gegen Lichteinflüsse, und werden deshalb auch immer mehr in der Industrie, der Textilindustrie wie auch im

Buch- und Bilderdruck und der Tapelenerzeugung verwendet. Auch das künstlich dargestellte Indigoblau gehört in die Reihe dieser vollständig lichtechten Farben.

In Fachkreisen hat man schon seit längerer Zeit versucht, die Lichtechtheit der verschiedenen Farben eingehend zu prüfen. Den chemischen Prozeß, der das Verbleichen verursacht, zu ergründen, ist leider noch nicht gelungen. Zudem hat sich gezeigt, daß lichtechte Farben durch Vermischung mit anderen Farben, so beispielsweise Zinkweiß, lichtunecht werden. Gleichzeitig war es aber auch wichtig, die Lichtechtheit der Farben gewissermaßen zu rubrizieren. Das ist nun tatsächlich gelungen, indem man eine Tabelle der lichtechtesten Farben aufstellen konnte.

Als Beispiel für die Messungen, bei denen als Zeiteinheit die „Bleichstunde“ galt, die jedoch bei manchen Farben Jahre dauert, sei angeführt, daß Litholeuchtgelb sich als reine Gelbfarbe nach 985 Bleichstunden verfärbte, während es sich mit 20 Teilen Bleiweiß vermischte nur 66 Bleichstunden hindurch farbecht erhielt; als reine Wasserfarbe erblich es nach 300 Bleichstunden und mit 20 Teilen Barytweiß gemischt nach 137 Bleichstunden. Jedenfalls hat sich nunmehr deutlich gezeigt, daß jeder Farbstoff sich dem Licht gegenüber verschieden verhält, und daher für sich allein untersucht werden muß, wenn man seine Lichtechtheit und Beständigkeit feststellen will.

## Erdfunde

**Gesteinsbildung durch Bakterien.** Ein senkrecht hinabgehendes eisernes Wasserrohr in einer der bekannten Debeers-Minen in Südafrika zeigte sich nahezu ausgefüllt von einer steinigen Masse, die an ihrer Oberfläche grauweiß, im Innern zimtbraun aussah. Die chemische Untersuchung ergab, daß die Masse zu 90 Proz. aus kohlenstoffsaurem Kalk, zu 6 Proz. aus kohlenstoffsaurem Magnesia und im übrigen aus verschiedenen anderen Salzen bestand. Das wäre nun weiter nicht auffallend gewesen, wenn nicht das in Frage kommende Wasser gerade in solchen Verbindungen verhältnismäßig arm gewesen wäre. Ähnliche Abscheidungen zeigten sich übrigens auch an den Steinen der Stollensohle, an Holzbreitern, Leiterstößen usw. Der Chemiker John Parry vermutete, daß hier besondere Umstände mitwirkten, und stellte den Versuch an, das Wasser in einer verschlossenen Flasche aufzubewahren und zu beobachten. Auch hier stellte sich die Abscheidung ein, so daß von einem gewöhnlichen Niederschlag durch Verdunstung des Wassers keine Rede sein konnte. Es ergab sich dann bei weiterer Untersuchung, daß die Abscheidung der Salze eine Folge von Bakterientätigkeit war. Ein Mikrokokkus und ein kleines in eine Gallertkapsel eingebettetes Bakterium wurden festgestellt. Das an sich unbedeutende Vorkommen eröffnet Ausblicke in die Geologie. Möglicherweise sind bei der Gesteinsbildung aus Gewässern solche Kleinlebewesen in größerem Maßstabe beteiligt gewesen, als wir heute ahnen. m.



„Im Himmel ist über 99 Gerechte nicht so viel Freude wie über einen Wozak, der in Pföhensee Buße tut.“